

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 161.

(II. Jahrg.) Freitag, den 8. Juli.

1831.

Der Völkerfrühling und seine Verkünder.
Frühlingsgruß an Deutschlands Redner, von Jordanus Brunow. Hamburg, 1831. Bei Hoffmann und Campe.

Die Herzen der Völker bergen einen Frühling, aber nicht jede Sonne reißt ihn an's Licht, er stirbt meist schon als bloße Ahnung, er wird weit öfter und schöner begraben, als geboren. Und die ihn feierten, waren nicht sowohl seine Verkünder, als besser seine Todtenfänger; hoffnungsleerer Schmerz trieb sie an seine Bahre, zuweilen waren es wohl auch nur von der Eitelkeit gedungene Klageweiber, und diese füllten mit ihrem Jammer nur die Luft, nicht die Herzen. Aber selbst dergleichen Klagen, gemachte oder gefühlte, sind in unserer Zeit zum großen Theile verpönt, die Weltordnung — dieses Mischmasch von äußerem Anstande und innerer Gerechtigkeit — stellt sie unter scharfe Censur, d. h. unter Verhältnisse, Vorurtheile und Bajonette, und das Blut gewürgter Freiheitsmartyrer durchzieht als grellrothe Censurbinte Alles, was die öffentliche Meinung verhandeln und schaffen mag. Und dennoch muß der Deutsche sich aussprechen; seine Freiheitsidee ist zwar taubgeboren und weiß daher nicht einmal zu reden, aber sie ist nicht blind und sieht die Franzosen und Polen wenigstens gesticuliren, und will das, in harmloser Imitationsucht, nachmachen, d. h. die Arme bewegen, ohne deshalb nach etwas zu greifen, und wenn die Fürsten ihr auch das verwehren wollen, so nimmt sie es bisweilen sogar übel: Der Deutsche ist ein bon homme, d. i. ein ruhiger Bürger, ein Placoiß, item ein guter Unterthan, er rebete wenig, rebellirte nicht und bezahlte seine Steuern, und nur auf eine Weise vermaß er sich, Lust zu machen, er grub nämlich, wie einst der Barbier des Midas, ein Loch in die Erde, und rufte ganz leise hinein: „Freiheit und Gleichheit!“ und deckte das Loch behutsam wieder zu, und die Sache wäre gut gewesen, wenn man ihm diese unschuldige Zerstreuung nicht auch verwehrt hätte. Die Fürsten meinten, daß man dergleichen ungebührliche Dinge

nicht einmal in die Erde hineinreden dürfe; es ward ein Verbot darauf gesetzt, und — — beinahe hätte der Deutsche dieß übel genommen, wenn man nicht bei Zeiten ihn durch Bajonette und Halsgerichte wieder zu versöhnen beflissen gewesen wäre.

O Ihr Völkerfrühlings-Verkünder! ich fürchte, daß Ihr weder den Ort, noch das Auditorium kennt. Die Volkstempel unserer Zeit sind nicht acustisch gebaut für das Wort „Freiheit“, es kommt noch kein Frühling, denn es ist jetzt erst Spätherbst im Vaterlande, ein kalter, ungebeilichter Nebel liegt auf der Gegenwart, Ihr athmet ihn als Morgenluft ein; der Deutsche weiß nur ferne Sonnen herauszuführen, seine eigne läßt er verkümmern. — —

Doch just in einer solchen Zeit, unter solchen Aussichten ist es schön, ja poetisch, sich selbst irre zu führen, denn was ist die Poesie anders, als eine milde Selbsttäuschung, eine wohlthätige Augenblendung, um Dinge nicht in ihrer wahren Nacktheit zu erblicken, um krankhafte Farbenpracht, um der Wirklichkeit schroffes Weich zu tägen, eine schwüle Wetterwolke für eine ferne Dase, das Moosgrün der Vernichtung für das Hoffungsgrün des Lebens, der Unsterblichkeit anzusehen! Ach! alle Dichter kränkeln an diesem Heilversuche, Alle sterben sie an dieser Lebenshoffnung; es thut in dieser Zeit noth, ein Dichter zu sein; auch Jordanus Brunow ist ein solcher; er will „schlummernd fortträumen“, wie er „träumend fortwachte“, und als Träume dürfen uns die Ergießungen seines Herzens lieb und werth sein.

Reges, glühendes Gefühl für Völkerfreiheit und Menschenwürde, dabei ein starkes, frohes Vertrauen zu der Zeit und zu der Menschheit, welchem selbst die Erkenntniß des gegenwärtigen Weltzustandes keine gänzliche Hoffungslosigkeit ausbringen konnte, haben den Verfasser durchgängig beseelt. Er spricht weniger mit dem Kopfe, als mit dem Herzen, seine Rede wird unwillkürlich zum Liebe, welches keine Floskeln noch eitle Wägenquiblerien entstellen. Der

Begeisterung ist die Ruhe, dem Redeschwunge die Einfachheit beigelegt, und so wäre das Buch wirklich geeignet, unmittelbar zum Herzen des Volkes zu sprechen, wenn es freier, selbstständiger, unabhängiger von fremden Stimmen aufträte, und mehr, als eine bloße Berufung oder Hindeutung auf frühere Redner, bildete. Der in seiner Tendenz so achtungswerthe, in seiner Mittheilung so liebenswürdige Verfasser scheint aber dießmal sich selbst zu wenig zutraut zu haben, er hätte sonst nicht fremder Organe sich bedient, nicht seine Meinung nur zum Beleg einer fremden dienen lassen, nicht auf einen fremden Mund die Sprache seines Herzens übergetragen. Fast durchgängig beruft er sich nämlich auf die von ihm anerkannten Verklärer des Völkerfrühlings: Heine, Börne und Weigel, in diesem geistigen Triumpvirate erblickt er das höchste Organ der innern Völkerfreiheit, welche Idee ihn zu schönen, aber sichtbar jugendlichen Schwärmereien hinreißt. Jedenfalls weht ein Geist des Frühlings durch dieses Buch, kräftig und erlabend, begeistert für das Große, Gemeinsame, zürnend gegen das absichtlich Vereinzelte und Geklammte. Und so geben wir dem unbekannten Verfasser seinen Frühlings-Freiheitsgruß mit warmen Gegengrußen und geistigem Händedruck zurück. Herzen, wie das des Verfassers, sind für ein so todtkrankes Volk, gleich dem der Deutschen, wenigstens gut, um sich daran auszuweinen, wenn sie es auch nicht mehr zu erfrischen vermögen! —

Schließlich möge hier des Verfassers Urtheil über seine drei Lieblingshelden (S. 52) stehen, welches — wenn wir in dem ganzen Buche das Herz vorherrschend finden — gewiß auch dessen Geiste alle Ehre macht:

„Börne, Heine, Weigel. Den Kopf tragen sie hoch alle drei. Schön wäre der Bund, schön das gegenseitige Verhältniß. Der Eine tobt noch im Uebermuth ungezügelter Jugendkraft; die Andern stehen ernst und nachdenkend ihm zur Seite, und auf ihrer Stirn steht geschrieben die Lehre des Lebens und der Erfahrung. Heine, mit der Waffe des ernsten Wortes, sowie des vernichtenden Hohns, greift rücksichtslos Alles an, was in seinen Augen nicht Gewicht und Maß der Vernunft hält. Börne achtet den Glauben Aller und duldet unschädliche Vorurtheile. Weigel verwirft in der reinggeistigen Welt Maß und Gewicht, und heiligt sogar Vorurtheile, sobald sie den Menschen beglücken. Ja, es gibt für ihn, selbst in der Moral und Religion, keine Irthümer und Vorurtheile, als die den Menschen unglücklich und böser machen. Das ist ein edler, aber auch gefährlicher Glaube für unsere Zeit, wo die Gewaltigen jeden Irthum und jedes Vorurtheil geschäftig benutzen, um Geistesfesseln daraus zu schmieden. Heine und Börne nähern der Zeit, Weigel wird es dereinst. Was dieser, gleich Rousseau, mit gewaltiger Faust ergreift, wähnt er mit einem einzigen Händedruck zu zermalmen, und schleudert es, in seinem Uebermuth, weit von sich. Giftschlangen aber haben ein zähes Leben; das wissen jene Zwei besser, und zerreiben drum, wie Voltaire, Alles, was sie erfassen, so

lange, bis es in Fegen oder Staub zerfällt. Diese reuten mühsam den Boden aus, den jener zu frühzeitig mit edler Aussaat bestreut; sie lichten den Wald, der seine schönsten Anpflanzungen im Keim ersticken würde.“ —

„Wenn die Menschheit mit dem leidenden Angesicht auftritt und den stehenden Blick ausendet, scheint Heine ihrer zu spotten, und wird selten gerührt; Börne ergrimmt, und verbirgt seine Rührung; Weigel schämt sich der seinigen nicht, noch der Wehmuth, in welche sich sein Unwille nicht selten auflöst. — Börne ruft zur Schlacht; Heine stürzt hinein mit Schwert und Dolch; Weigel schleudert Speere in das Gewühl, aber hat den Glauben an den Sieg verloren. Heine zerschmettert wie der Blitz; Börne erhellt und erfrischt wie ein nächtliches Wetterleuchten; Weigel zürnt wie fernhin schwindendes Donnerrollen.“ —

H. Meynert.

Die neueste englische Literatur.

(Beschluß.)

Eben so war auch Leidenschaft für Pracht aller Art ein Hauptbestandtheil seines Charakters. Um ein Waffenspiel, oder ein Turnier war er die wichtigsten Interessen seines Reiches zu opfern bereit. Ist hier nicht in Allem die größte Aehnlichkeit vorhanden? Von seinem Gefolge forderte er die grenzenloseste Anhänglichkeit, war aber selbst einer beharrlichen Freundschaft nicht fähig. Sir Thomas More starb auf dem Schaffot. Und wie starb Sheridan? Wenn Heinrich seine Minister oder Freunde mit ansehender Güte und Vertraulichkeit behandelte, so war dieß nur, weil er sie als Werkzeuge seiner Vergnügungen oder seiner Politik betrachtete. Der Glaube ist nun allgemein, daß Georg IV. dasselbe that. Die beiden Monarchen hatten auch ähnliche Schicksale in Betreff der Frauen. Die Geschichte Annens von Cleve ist zum Theil die der früheren Scenen zwischen Georg IV. und Karoline, — die der Lady Katharina Howard hat Aehnlichkeit mit den späteren. Beide heiratheten Frauen, die sie vorher nicht gesehen hatten, und wurden nach deren Anblick mit Ekel gegen sie erfüllt; Beide beschuldigten ihre Gattinnen strafbarer Handlungen, welche, ob geschehen oder nicht, wenigstens nicht bewiesen werden konnten. Hier sollten wir vielleicht die Parallele schließen, können aber unmöglich die letzte Aehnlichkeit mit Stillschweigen übergehen. Heinrich VIII. wurde nämlich durch unmaßige Vorliebe für die Freuden der Tafel unförmlich dick. „Sein Körper erreichte einen solchen Umfang, daß er sich nur mittels Hülsen von Maschinen, die zu diesem Zweck eigens erfunden wurden, bewegen konnte. Eine Hemmung des Athemholens machte es ihm unmöglich, in liegender Stellung zu verharren. Selbst das Unterzeichnen seines Namens wurde eine zu schwere Arbeit für seine schwachen

Hände. Siegel mit seinem Namenszuge wurden in seiner Gegenwart und auf seinen Befehl unter alle Schriften gedruckt, welche der Beisehung seines Namens bedurften. Selbst seinen niedrigsten Dienern flößte er Ekel ein durch ein stinkendes Geschwür an einem seiner geschwellenen Füße, welches ihm oft unsäglich Schmerzen verursachte." Dieß vollendet die Ähnlichkeit zwischen beiden Monarchen, allein in Bezug auf die Ausführung derselben in allen einzelnen Punkten verweisen wir auf die Geschichte selbst.

The Life and Adventures of Robinson Crusoe. With a Biographical Sketch of De Foe. Vol. I. Novelist's Library. Vol. I. London 1831.

Der Grund, warum wir diese neue Ausgabe des allbekannten Romans Robinson Crusoe hier anzeigen, ist die biographische Skizze des Verfassers desselben, De Foe, welche sich im ersten Bande befindet. Alle Welt spricht von De Foe mit Bewunderung, aber die Mehrzahl wenig oder nichts von ihm. De Foe stammte aus einer Familie von Non-Conformisten, und ward daher in jenem kühnen und argwöhnischen Glauben erzogen, wie ihn Leute hegen, die an Verfolgung gewöhnt und Schlag mit Gegenschlag zu vergelten bereit sind. Er saugte von Kindheit auf die Wachsamkeit, den unversöhnlichen Haß, die treue Freundschaft, und den lautstimmigen Enthusiasmus seiner Sekte ein. Sein Charakter war gewaltthätig, und es war eine seiner ersten Thaten, daß er sich unter des Herzogs von Monmouth Fahnen begab. In der Theologie tritt er wie Giner, der durchaus Märtyrer werden will, und über Politik schrieb er, gleich als wäre er nach Verfolgung lüsternd. Die Tories haßten ihn, weil sie mußten, daß er sie haßte, und die Whigs mißtrauten ihm, weil er sie und den Erfolg ihrer Sache compromittirte. Er war ein Parteimann ohne Klugheit, ein energischer Vertheidiger der Revolution, und wurde dann ein so blinder Anhänger König Wilhelms, daß er eine Apologie des Gemegels von Glencoe schrieb. Sein Widerspruchsgeist war grenzenlos, selbst wenn Jemand mit ihm übereinstimmte, suchte er irgend einen Vorwand, um ihn des Irrthums zu überführen, gleich als könnte er nur Recht haben, wenn er allein stünde. Despotismus und Freiheitsliebe waren daher in seinem Charakter seltsam vermischt.

Nach Allen diesem war es kein Wunder, daß seine öffentliche Laufbahn ihn in Kerker und auf den Pranger brachte. Er war offenbar ein Mann, den man meiden mußte. Er konnte selbst in seinen Privatangelegenheiten auf der Bahn des Erfolges nicht beharren, und so finden wir ihn den einen Tag mit vier Pferden fahren, und den andern im Schuldthurm, oder auf der Flucht vor seinen Gläubigern. Er mußte in Folge seiner kaufmännischen Unternehmungen mit seinen Gläubigern unterhandeln, als er aber wieder zu Gelde kam, bezahlte er sie augenblicklich voll, was zu thun er gesetzlich nicht verpflichtet war. Dieß führt man als einen Beweis seiner strengen Redlichkeit an. Allein solche Ereignisse kommen nicht selten vor, und es ist

überdieß die größte Schande, seine Gläubiger nicht zu bezahlen, wenn man sie bezahlen kann.

De Foe ist der Verfasser von zweihundert verschiedenen Werken. Seine Abhandlungen über den Handel bewiesen, daß er seinem Zeitalter vorausgeeilt war. Als Sittenzeichner, und in Vermengung von Humor, Wahrheit und Kenntniß ist er Steele gleich, und dem berühmten Addison, dem es an Energie fehlte, überlegen. Er projektirte manche nützliche Maßregeln, die in späterer Zeit ins Leben getreten sind, z. B. die Municipalpolizei, Straßenbeleuchtung, die Errichtung von Sparsbänken. Er war ein so genauer Beobachter der menschlichen Natur, und ein so trefflicher Schilderer derselben als Richardson aber bei Weitem nicht so weitschweifig. Seine poetischen Satyren sind rau, kühn, und voll der gewaltigsten Energie. Seine Prosa ist stets klar, eindringlich, und dem Gegenstande angemessen.

Elfenkennung, Armuth und körperliche Gebrechen brachten ihn in einem Alter von fast sechzig Jahren in einen Zustand völliger Verlassenheit. Mit Ekel wandte er sich von der Politik ab, und fing an, Romane zu schreiben, um sich damit seinen Unterhalt zu erwerben. Der erste, den er schuf, ist zugleich jener, der ewig leben wird, und auch alle seine übrigen bereits überlebt hat. Vielleicht war er der einzige Mensch, der den Robinson Crusoe hat schreiben können. Ein so großer Freund der Spitzfindigkeiten, als er in seinen Parteischriften war, scheint er hier dem Ideale der Einfachheit nachgestrebt zu haben, und es herrscht in dem ganzen Roman ein solcher Ton von Ernst und Wirklichkeit, daß man sich nur mit Mühe überzeugt, er sei die Selbstbiographie nicht, die er zu sein vorgiebt. Die vorzüglichste Schönheit im Robinson Crusoe ist Wahrheit, und es ist nicht eine einzige Stelle zu finden, welche von edler Einfachheit abweicht. Allein wozu Worte verschwenden, um ein Werk zu preisen, das seit langer Zeit als ein unübertreffliches in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist? Die übrigen Romane De Foe's sind weniger bekannt, und es ist auch besser für seinen Ruhm. *Moll Flanders*, und *Roxana* sind ekelhafte Gemälde, wahr in allen Punkten, aber jener Art des Lebens angehörig, welches zu kennen der Moralität eben nicht förderlich ist. Einige andere Produkte des De Foe verdienen jedoch wieder aufgeführt zu werden. Seine *Memoirs of a Cavalier* sind eine so wahrscheinliche Geschichte individueller Abenteuer aus den Zeiten des bürgerlichen Krieges, daß selbst Lord Chatham verleitet wurde, sie für authentisch zu halten. Eben so sollte das Publikum seine *History of the Plague* kennen, worauf Professor Wilson's Gedicht „the City of the Plague“ in der Hauptsache gegründet ist.

Oxford. A. Poem. By Robert Montgomery. Oxford 1831.

Dieß ist das schlechteste aller Gedichte Montgomery's. Es ist voll feierlicher Puerilitäten und nichts sa-

genhem Pomp. Der Verfasser scheint Wortschwall für das Prinzip der Poesie zu halten. Er hält seine Beschreibungen in eine solche Wolke von Phrasen, daß man durch dieselbe den beschriebenen Gegenstand selten erkennen kann. Seine Schwere ist von dem großen Haufen für Genialität genommen worden, und hierin liegt das Geheimniß des Erfolges, der einigen seiner Gedichte, namentlich „The Omnipresence of the Deity“ zu Theil geworden ist. So fordern wir zum Beispiel alle Erklärer unerklärlicher Dinge auf, uns den Sinn folgender vier Verse zu erklären:

There is a world, to drown a world like this
In one bright depth of uncreated bliss!
And dream-like shadows of that world remain,
To awe our natures with majestic pain.

Welche Welt ist das, deren Schatten bleiben sollen, um uns zu schrecken? Wenn es die künftige ist, wie können ihre Schatten zurück bleiben? Und wenn es die gegenwärtige ist, wo sind besorgte Schatten zu finden? — Das Schönste an diesem Gedichte sind die Kupferstiche, womit der Herausgeber es hat verzieren lassen.

Wer sich eine gründliche Kenntniß von Ursprung, Ausbildung und Natur der englischen Constitution verschaffen will, der lese: „Dignities, Feudal and Parliamentary; and the Constitutional Legislature of the United Kingdom. By Sir W. Beetham, Ulster King of Arms etc. etc. Vol. I. London 1830.“ Forschungsgeist und tiefe Einsicht in das Wesen der englischen Staatsverfassung zeichnen dieses Werk aus.

Unter den Romanen, die in der letzten Zeit erschienen sind, zeichnen sich einigermaßen aus:

Destiny or the Chief's Daughter. In 3 vols. (Edinburgh 1831.

The King's Secret. 3 vols. London 1831.

The young Duke. By the Author of Vivian Grey *), 3 vols. London 1831.

Das Verdienst dieses letzteren Romans besteht darin, daß er ein ungewöhnlicher ist, was keineswegs sagen will, er sei groß oder unübertrefflich. Einen solchen „jungen Herzog“, wie er in diesem Roman vorkommt, gab es nie, und kann ihn auch schwerlich geben. Der Verfasser übertreibt ohne Noth, und ist nur durch die Lebendigkeit seiner Farben zu entschuldigen. — Ueberhaupt ist den

*) Herr D'Israeli.

deutschen Buchhändlern zu rathe, von den Romanen, die seit einem halben Jahre erschienen sind, nicht leicht einen übersehen zu lassen, denn es erhebt sich fast keiner über die Mittelmäßigkeit.

Von Tiet sind drei Novellen übersetzt worden: „The old man of the mountains, the Love Charm, and Pietro of Albano.“

Von Bourrienne's Memoiren sind zwei Uebersetzungen erschienen, die eine zu London 1831, mit Noten, und die zweite von John Nemes, dem Verfasser einer Geschichte der Sculptur, Malerei und Architektur, zu Edinburgh 1831.

Von Goethe ist das englische Publikum mit einer Uebersetzung der Iliade des Homer beschenkt worden, welche zwar vor den Uebersetzungen von Cowper und Pope einige Vorzüge hat, aber darum noch lange kein unübertreffliches Meisterstück ist. Homer's Gedanken hat Goethe wieder gegeben, aber seine gluthauchenden Worte nicht, es fehlt die Macht des Lebens.

I. Sp.

B u n t e s.

In dem nun eingegangenen Berliner Courier, redigiert von M. G. Saphir, wurden auch vielfältig, für Geld und gute Worte, hauptsächlich die Waaren von Tadel, wegen der Nahtverwandtschaft des Herausgebers und seines Substituten und den meisten Mitarbeitern, als vorzüglich und wohlfeil angepriesen.

Nach einer solchen schamlosen Lobhudelei circulierte nachstehendes Epigramm:

Die Dankbarkeit, wie mich gelehrt,
Zu der Tugenden Zahl gehört,
Da ich jüngst Samuel's Waaren pries,
Er sich dafür nicht Lumpen ließ;
Er hat mir eine Weste verehrt,
Die unter Brüdern einen Thaler werth.
Erwähnen muß ich öffentlich dies,
Und bin zu jedem Lobe bereit,
Versteht man sich zur Erkenntlichkeit.

Uebrigens war dieser Courier in Berlin unter dem gebildeten Publikum so in Mißkredit gerathen, daß man sich scheute, seiner nur zu erwähnen. Ein junger Mann wurde einst in einem Buchladen gefragt: ob er auch Mitarbeiter das von sei?

„Hoffentlich ist das doch nur Ihr Scherz?“ erhielt der Frozer zur Antwort: „denn wenn's Ihr Ernst wäre, müßte ich Sie injuriarum belangen.“